

Form übersetzt werden kann. Die liturgische Funktion, die die Erneuerung der Abteikirche hatte, kann aus den Texten Sugers relativ genau erschlossen werden, die *ästhetische Gestalt* jedoch nur vage. Es ist zu fragen, ob diese Ungenauigkeiten und der Mangel an Angaben nur ein methodisches Problem der modernen Interpreten sind, oder ob sie nicht auch ein historisches Aktionsfeld beschreiben, in dem *moderne* Architekten auf die retrospektiven Vorgaben Sugers so reagieren konnten, dass dabei eine – kunsthistorisch betrachtet – innovative Konzeption entstand. Denn die Revision des Sugerbildes ändert nichts daran, dass die Erneuerungen der Abteikirche Saint-Denis in dreierlei Hinsicht von größter Bedeutung für die Entwicklung der Kunst wurde: Der Einfluss der Figurenportale, des neuen Chores und der typologischen Programme kann nicht überschätzt werden. Historiker pflegen der Kunstgeschichte zu misstrauen, weil sie die Neigung hat, aus Kunstwerken heraus das Verständnis von Quellen zu entwickeln; die Kunsthistoriker misstrauen den Historikern, weil diese gewöhnlich Kunstwerke nur als Belege von Quellen betrachten. Panofsky hat zu den Neuerungen im Medium der Kunst den *passenden* Abt konstruiert. Es machte nun keinen Sinn, zu dem revidierten Sugerbild die dazu *passende* Kunst zu konstruieren. Suger böte gerade die Möglichkeit einer Methodendiskussion zwischen Historikern und Kunsthistorikern.

Julian Führer (*Suger et Bernhard de Clairvaux*) stellt fest, dass trotz der erhaltenen Briefe, in denen Bernhard auch die Reform der Abtei Saint-Denis fordert, dieser im Oeuvre Sugers *strictement absent* ist. Gewiss, Suger erwähnt den Namen Bernhards nicht. Aber dessen Attacke gegen die prächtige und kunstreiche Ausstattung von Klöstern ist die einzige *theoretische Auseinandersetzung*, in die sich Suger involvieren ließ. Es ist seit langem bekannt, dass Suger das traditionelle Argument, dass der Materialwert von Ausstattungsstücken die Stifterleistung ausdrücke, hochhält. Dass er mit Bernhards Attacke der *Apologia ad Guillelmum* vertraut war, zeigt vor allem eine Äußerung: Er kehrt das Argument Bernhards, dass die Kunst in den Klöstern überflüssig sei, da sie ja – nach Papst Gregor – die Schrift der Illiteraten sei, gerade um, indem er die typologischen Darstellungen, mit denen er reichlich die Abteikirche schmücken ließ, die Kunst der *litterati* nennt: *Et quoniam tacita visus cognitione materiei diversitas, auri, gemmarum, unionum absque descriptione facile non cognoscitur, opus quod solis patet litteratis, quod allegoricarum iocun-*

*darum iubare resplendet, apicibus litterarum mandari fecimus.* (De adm., Binding/Speer, S. 342).

Auch Führer kann nicht wirklich erklären, wieso Bernhard sich mit der anscheinend bescheidenen Reform in Saint-Denis zufrieden gab. Wie andere zuvor hält er eine politische Rücksichtnahme für möglich. Auch Führer zeichnet das Bild eines einflussreichen Abtes, der es vermochte, sich dem Rigorismus Bernhards zu entziehen. Er verweist auf die diplomatische, aber kühle Ablehnung Bernhards auf die Bitte des sterbenden Sugers, sein Angesicht noch einmal zu sehen. Dagegen eilte der selbst kranke Bischof von Soissons Joscelin zu Suger. Wieso wollte Suger noch einmal Bernhard sehen? War es sein persönlicher Wunsch oder kalkulierte er auch noch auf dem Sterbebett als Abt?

Frankfurt a. M.

Martin Büchsel

Paravicini, Werner, *Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters*, (= Enzyklopädie deutscher Geschichte, Band 32), 2. Aufl., München (Oldenbourg) 1999, 142 S., Kt., ISBN 3-486-56412-9 [Erstauflage 1994].

Der in der mediävistischen Hof-Forschung bestausgewiesene Verfasser bietet einen konzentrierten Überblick über die ab ca. 1150 von den Fürstenhöfen Frankreichs ausgehende Adelskultur, die den Ritter und das Ritterliche als zentrales Leitbild entfaltet und nach Wandlungen die Neuzeit erreicht. „Erkenntnisziel ist die geistige und praktische Lebensform einer bestimmten Oberschicht“ (S. 2). Dass nach einem Fortleben in der Frühen Neuzeit (Stichwort „1500–1800: Vom Ritter zum Kavaliere“, S. 20) die Tradition dieses Lebensideals erst in der Gegenwart endgültig ausläuft, wird als Perspektive angedeutet (S. 20; 56).

Der erste Teil exponiert zunächst Grundbegriffe in Form eines enzyklopädischen Panoramas: Ständische Struktur, Komponenten des Normensystems (neben aristokratischem Fundament prägende christliche Einflüsse, aber Wahrung eines laikalen, auf weltliche Autonomie ausgerichteten Grundcharakters), Statussymbole, Liebeskultur, Turnier- und Wapenwesen, Reisen, Bildung und Gelehrsamkeit usw. Marginalien im Layout begleiten den ganzen Band und erlauben schnelle Orientierung. Die folgenden Abschnitte vertiefen dieses Bild durch diachrone Präzisierungen (teils in der gleichen Reihenfolge). Umsichtig wird die Ausdifferenzierung des neuen Standes nach außen und innen skizziert

(S. 20–23). Einprägsam gelingt der Überblick über die komplizierte geographische Ausbreitung und das regional differierende Standesprofil, wobei auf die deutlichen Besonderheiten eingegangen wird (S. 28–37). Es folgen Ausführungen zu den Zäsuren um 1300, 1400 und 1500. Ein Querschnitt stellt die Außenkritik am Rittertum vor allem seitens der Kirche, daneben aus gelehrten und stadtbürgerlichen Perspektiven heraus (S. 45–53).

Während der lexikonartige „enzyklopädische“ Teil (abgesehen von einigen Forschernamen) ohne Nachweise bleibt, führt der zweite Hauptabschnitt mit reichen Literaturangaben in die Fachdiskussion ein (Quellen und ausgewählte Literatur inhaltlich geordnet im Schlussteil). Auf offene Fragen und Forschungsdesiderate wird auf Schritt und Tritt hingewiesen. Eine Revue der Methoden läuft auf neuere Ansätze zu (Wirtschaftsgeschichte, Sachkultur, Soziologie, Systemtheorie, Rekonstruktion des historischen „Imaginären“, S. 62–65). Das Votum: „Ein neuer, methodenbewußter Positivismus tut not, der systematisch erfaßt, was wir wissen können und was wir tatsächlich wissen“ (S. 61).

Zu sieben repräsentativen Schwerpunkten, die ganz konkret Wesentliches über die ritterlich-höfische Kultur vermitteln, wird ein komplexer Diskussionsstand aufgerollt, der vor allem Desiderate in der Erforschung des Spätmittelalters aufzeigt. Ein Überblick gilt der Hof-Forschung allgemein (S. 65–71), ein weiterer dem Hofamt des Herolds (S. 77–85). Unterschiedliche Formen literarischer Traditionspflege werden anhand des Codex Manesse (Anfang des 14. Jh.s, S. 71–77) und des Familienbuchs der Herren von Eptingen (17. Jh. nach älteren Vorlagen, S. 102–108) präsentiert. Aspekte der internationalen Vernetzung der Ritterkultur werden anhand eines Dossiers von Schriftstücken der Adelsfamilie von Merode aus den Jahren 1329/32–1392 erörtert, die aufgrund zufälliger Wappengleichheit und persönlicher Kontakte Beziehungen zum Königshaus von Aragon unterhielt (S. 86–93). Probleme der (letztlich scheiternden) Standessicherung des Niederadels gegenüber den Fürstenhöfen durch genossenschaftlich organisierte Turnierveranstaltungen werden an den Turnieren der „Vier Lande“ 1479–1487 aufgezeigt (S. 93–102). Kaiser Maximilian I. steht am Ende der Reihe mit seiner Monopolisierung der ritterlichen Lebensform auf die Figur des Herrschers hin.

Dem Verfasser gelingt in diesem Band das Kunststück, einerseits auf minimalem Raum eine Fülle von Aspekten zu einem

ausgewogenen aktuellen Gesamtbild der Ritterkultur und ihrer historischen Entwicklung zusammenzufügen und andererseits der Komplexität des umfassenden Themas mit seinen noch offenen Dimensionen anhand von präzisen Detailreferaten gerecht zu werden.

Tübingen

Christoph Huber

Prinz, Friedrich, *Das wahre Leben der Heiligen. Zwölf historische Porträts von Kaiserin Helena bis Franz von Assisi*, München (C.H. Beck) 2003, 318 S., 13 Abb., Ln., ISBN 3-406-50223-7.

„So vielgestaltig die Lebensformen und Charaktere der Heiligen christlichen Glaubens auch sein mögen, ebenso unterschiedlich sind ihre Wege zu Gott und damit zu jenem Ziel, das mit dem Wort ‚Heiligkeit‘ nur unvollkommen beschrieben werden kann. Anfangs war es vor allem das Martyrium für den Glauben, später das unblutige Martyrium der strengsten Askese – oft ein lebenslanger Kampf mit sich selbst –, ferner ein erfolgreiches Wirken für die Kirche oder als Missionar, Kirchenvater und Theologe wie schließlich auch als hochverehrter Stifter von Klöstern und Kirchen; wobei oft ein recht weltliches Leben vorausgegangen sein konnte“ (74). Mit diesem breiten Spektrum von Heiligkeit befasst sich der im September 2003 verstorbene Münchener Mediävist in einem seiner letzten Bücher. Es ist in gewisser Weise ein Vermächtnis, zeigt es doch in brillant geschriebener Weise, wie sich wissenschaftliche Analysen für den Leser gewinnbringend mit anregenden allgemeingültigen Überlegungen verbinden lassen.

Anachronistisch ist das Thema keineswegs, denn Heilige haben auch heute noch selbst unter jungen Menschen Konjunktur, und nach Idolen fragt selbst ein säkularisiertes Zeitalter. Da bietet sich bei der Suche nach Vorbildern durchaus ein Blick in die Geschichte an, zumal die christlich-humane Lebensform in ihrer Entwicklung seit der Spätantike „ein sicheres Fundament christlicher Vorbildlichkeit, Heiligkeit und geistlicher Kultur“ wurde, „ohne die Europa nicht denkbar wäre“ (12). Auch die christliche Legitimation von Herrschaft im Frühmittelalter war kein bewusster ideologischer Winkelzug, sondern Folge aktiver Hinwendung zum Christentum mit dem Willen zur Veränderung. Persönlichkeiten, die in diesem Sinne gestaltet haben, möchte Prinz vorstellen. Dabei geht es nicht um jene Kultfiguren oder ‚virtuellen‘ Heiligen, die kaum real existiert haben, sondern von